

Sprachliche Plaudereien.

Von Otto Behaghel
— Heidelberg. —

II. Sinnestäuschungen.

Schreibe wie du sprichst, lautet eine schöne alte Regel. Nur schade, daß die Regel nichts taugt. Denn erstens spricht der eine Mensch so; der andere anders; also müßte so ziemlich Jeder eine Privatorthographie besitzen. Zweitens, geneigter Leser: bist du überhaupt im Stande, so zu schreiben, wie du sprichst? Ich vermüthe, die Antwort lautet ja, und ich vermüthe, der Leser ist enttäuscht, daß man so etwas bezweifeln könne. Und doch befindet er sich in einem großen Irrthum, wenn er meint, daß der Laut, den er spricht, immer genau dem Buchstaben entspreche, den er schreibt; keine halbe Br. fseite wird er auf diese Weise zu Stande bringen. Das eine Mal schreibt er mehr Buchstaben, als er Laute hervorbringt, oder er spricht einen Laut und schreibt einen andern; das andere Mal gibt er zwei verschiedene Laute mit einem und denselben Zeichen wieder, oder er bringt für denselben Laut verschiedene Buchstaben zur Anwendung. Kurz, er glaubt Dinge zu sprechen und zu hören, die er in der That niemals spricht, und die nirgends anders als in seiner Einbildung existiren. So stark ist die Macht der Gewohnheit, der langjährigen Gewöhnung an eine bestimmte Schreibweise, und derartige Sinnestäuschungen sind fester gewurzelt, als viele andere. Es bedarf scharfen Aufmerksamkeits und eines geübten Ohrs, um das Richtige zu erkennen.

Zunächst etwas allgemein Anerkanntes: Jeder weiß, daß c und g im Französischen vor a, o und u anders lauten als vor e und i: carte, gamin, corps, gönne, aber céleste, germe, cire, gîte; ebenso daß in beau, chaud, vos die verschiedenen Vocale einen und denselben Laut o darstellen. Ebenso ist Jedem einleuchtend, daß in Lieschen, Radieschen das sch anders lautet als in heischen, wischen, in Weingarten, Bahngeläude das ng anders als in Wingert, giengen. Aber nun geht die Sache auch weiter.*) Das ch in Bach, lachen, gerochen wird anders ausgesprochen als das in Bäche, lächeln, riechen. Nach a, o, u klingt es anders als nach e und i, und zwar fühlt man bei genauerer Beobachtung, daß nach e und i das ch ganz vorn am Gaumen gebildet wird, nach a, o und u viel weiter hinten in der Mundhöhle. Man versuche nur lächeln genau mit derselben Stellung der Mundhöhle zu sprechen, wie lachen: es wird ein ganz anderes lächeln zu Stande kommen, als das gewöhnlich gesprochene. Besonders deutlich wird die Sache, wenn man einen Aemmannen reden hört, der in der That in Bach und Bäche das gleiche ch spricht. — In Jahrbuch lassen wir in der Regel ein anderes a hören als in Jahrhundert, das ein mal lang, das ander mal kurz, obwohl auch im zweiten Falle das behnende h geschrieben wird; ebenso verhält sich wahrhaft zu wahrhaftig. Wir sprechen ein anderes ei in Scheide als in Seide, in zeige als in schweige, in kein als in Schein, oder vielmehr wir sprechen nirgends ei, sondern ai, in kein ic. mit gedehntem, in Schein mit kurzem a; wer wissen will, wie ein wirkliches ei lautet, muß in's Land der Schwaben gehen. Nur der Süddeutsche, der dem Norddeutschen nachzuahmen sich bemüht, hebt den (historisch altbegündeten) Unterschied in seiner Aussprache auf. Der nämliche Fall mit au: man vergleiche kaufe — Haufen, Auge — sauge, haue — baue; wieder auf der einen Seite gedehnte, auf der andern kurze Aussprache des a. — Das a und o in klagen, sagen, loben, droben ist verschieden von demjenigen in ahnen, kamen, lohnen, Bohne.

*) Ich wähle meine Beispiele so, um eine Verwirrung zu verhüten, daß sie für die Aussprache des gebildeten Süddeutschen, speziell des Rarlshüfers, zutreffen.

Man überzeugt sich davon am besten, wenn man zuerst die einzelnen Silben ausspricht: ah-nen, loh-nen; bei der Zusammensetzung wird das a, bezw. o sofort ein anderes: es wird trüber, dumpfer, dem französischen a vor n vergleichbar (ardant, aimant).

Wir schreiben Welt, aber Geld, und doch lautet der Ausgang beider Wörter absolut gleich; es fällt Niemanden ein, hier etwas Anderes auszusprechen als lt, Geld klingt in seinen Schlußlauten genau wie französisch svelte. Das hängt mit einer ganz allgemeinen Erscheinung zusammen. Im Auslaute, am Ende eines Wortes sprechen wir niemals ein g, d, b, wie wir es im Wortinnern sprechen und schreiben, sondern wir sprechen k, t, p*). Weg (=fort) lautet genau wie der Weck; arg hat gleichen Auslaut wie stark, ab wie Cap, Klub wie franz. la loupe, Tag wie franz. Pâques, Ried wie la gîte ic.

Wie Welt und Geld, so verhalten sich Mann und man (frz. on): d. h. der Auslaut ist identisch, und zwar ein einfaches n. Ueberhaupt gilt der Satz: so weit die deutsche Zunge reicht, wird nirgends ein Doppelconsonant ausgesprochen, sondern lediglich einfacher Consonant. Die schließende Consonanz in statt klingt genau wie die in er hat oder in engl. that, in Spott, Gott wie in engl. not, in komm wie in engl. some, und in spöthen, kommen sprechen wir keinen andern t- und m-Laut als in Spott und komm. Ebenso ist nn in bannen gleich n in engl. many, tt in bitten gleich t in engl. literary. Wir Deutschen haben überhaupt gar keine Ahnung, was eine Doppelconsonanz sei: am besten können wir's vom Italiener lernen: man höre ihn nur einmal Giuseppe, Giovanni, piazzetta aussprechen. Unser Irrthum kommt einfach daher, daß den in der Schrift als Doppelconsonanz erscheinenden Lauten ein kurzer Vocal vorgeht, und somit kurzer Vocal für unser Gefühl mit folgender Doppelconsonanz nothwendig zusammengelört. Man versuche ein Wort wie können, mit kurzem Vocal, mit einfachem n zu sprechen: es wird niemals etwas Anderes herauskommen als unser können.

Woher nun aber diese merkwürdigen Verschiedenheiten zwischen Sprache und Schrift, wie wir sie in Deutschen finden, wie sie Englisch und Französisch noch viel massenhafter darbieten? Die Ursachen sind verschiedener Art. Einmal liegen sie in den Mängeln des menschlichen Auffassungs- und Darstellungsvermögens. Je verschiedenartiger die Eindrücke sind, die an den Menschen herantreten, um so leichter ist er im Stande, sie zu sondern und ihnen Sonderbezeichnungen beizulegen; je gleichartiger sie sind, desto schwieriger wird ihm die Scheidung. Ich brauche nur an die Benennung der Farben und ihrer Nuancen zu erinnern. Dieses Unterscheidungsvermögen ist natürlich nach Individuen, nach Völkern und Zeiten verschieden. Der Franzose hat froid für kalt, aber für unser warm und heiss steht ihm nur das einzige chaud zu Gebote. Die alten Germanen kamen mit 16 Schriftzeichen aus, die Juder besitzen ein halbes Hundert; wir müssen uns mit 25 begnügen. Daher die gleiche Bezeichnung in lachen und lächeln, in kaufen und Hauke.

Eine andere Ursache ist historischer Natur. Jeder lernt seine Schrift, seine Orthographie von einem Andern, dieser wieder von einem Andern, und so kann es kommen, daß der Mensch so schreibt, wie vor mehreren Generationen geschrieben worden. Einstweilen hat aber vielleicht, trotz des auch hier herrschenden Nachahmungstriebes, die Aussprache sich verändert, ohne daß diese Veränderung dem Menschen zum Bewußtsein kommt: damit ist der Widerspruch zwischen Laut und Zeichen gegeben. Besonders verhängnißvoll hat hier die Erfindung des Buchdrucks gewirkt; durch seine Einführung wurde fast in ganz Europa die Orthographie im Wesentlichen festgestellt, und sie ist bis auf den

*) Auf gewisse Ausnahmen, — die Endung ig: wenig, spigig, schmutzig ic., wo g wie ch gesprochen wird — kann ich hier nicht näher eingehen.

heutigen Tag so geblieben. Die Sprachen aber sind weiter gegangen und haben theils stärkere, theils weniger starke Lautwandelungen erlitten. Daher stellen die modernen Orthographien im Allgemeinen nicht die Aussprache von heutzutage, sondern die Aussprache früherer Jahrhunderte dar. Der Franzose spricht ho, schreibt aber beau, weil das Wort wirklich einmal ungefähr wie unser miau gelautet. Was heute als tu mèk erklingt, wird vom Engländer bezeichnet: to make, weil wirklich früher die drei Vocale o, a, e in diesen zwei Wörtern gehört wurden. So sprechen wir schteif, schpott und schreiben steif, spott. So schreiben wir kommen, können, retten, denn auch im Deutschen ist vor Zeiten einmal echte Doppelconsonanz gesprochen worden.

Endlich ein Drittes. In unserer neuhochdeutschen Sprache zeigt sich das Bestreben, zusammengehörige Formen und Wörter gleich zu bezeichnen. Daher Jahr und Jahrhundert, wahr und wahrhaftig trotz der Verschiedenheit in der Länge des a.

Im 13. Jahrhundert schrieb man in Uebereinstimmung mit der Aussprache so: tac — tages, gelt — geldes, lop — lobes. Später übertrug man das g, d, b aus dem Inlaut auch in den Auslaut und erhielt so unsere heutige, der Aussprache zuwiderlaufende Schreibung.

Also: Laut und Lautzeichen oder Buchstabe sind zwei sehr verschiedene Dinge, die streng auseinander gehalten werden müssen. Ich bitte den geneigten Leser; dieser Thatsache sich zu erinnern für den Fall, daß ich später mich mit ihm über die Veränderungen der Sprache, über unsern Karlsruher Dialekt oder Aehnliches unterhalte.

Die Wandlungen des Waldes und seine Bedeutung im Naturhaushalte.

Von Karl Schubert

— Karlsruhe. —

(Schluß.)

Nach den Sagen alter Völker entstand der Mensch, das letzte Glied der Schöpfung, aus dem Baume des Waldes. Beinahe bei allen Völkern findet sich ja ein Baum- und Waldkultus. Im heiligen Haine wurden die Gottheiten verehrt — richtiger vielleicht: ihrer Erhaltung wegen wurden wichtige Waldungen für heilig (unantastbar) erklärt. So können wir auch das Paradies als Wald voll fruchtbarer Bäume uns vorstellen — es ging verlustig, als man am Baume sich veründigt hatte. Wer könnte sich jemals ein irdisches Paradies ausmalen ohne den Schmuck reichlicher und zierlich geordneter Baumgruppen? Unser Schönheitsfuss nicht allein, auch gewichtige materielle Motive sprechen dabei mit. Es ist eine wunderthätige Natureinrichtung, daß alle hin-fälligen organischen Stoffe wieder durch gesunde lebendige Organismen aufgenommen und dem allgemeinen Stoffumlauf zurückgegeben werden. Die Milliarden Thiere von der kleinen Mücke und dem Naskäfer bis zum Nasgeier und Schakal reichen zur Bewältigung der Aufgabe nicht hin. Die Pflanzenwelt — im größten Maasstabe die Bäume üben die Funktionen, aus der Luft die Gase, aus dem Bodenraum die zersetzten, unserer Gesundheit gefährlichen Stoffe in Wasser gelöst aufzunehmen und sich dadurch ohne Fortpflanzung der Gefahr zu ernähren. Unser dichtgedrängtes Wohnen, unsere unzulänglichen Einrichtungen in den Städten begünstigen eine massenhafte Ablagerung von Abfallstoffen und schädliche Ausdünstungen. Die Einwohner, guter Luft beraubt, von Epidemien bedroht, flüchten hinaus — unter die Bäume. Wie strebt schon das Kind sehnsüchtig in's Grüne, wie fühlt es sich wohl draußen! In großen Zügen lockt der erste Frühling die Städter vor die Thore, wo die Auen und Anlagen oder der parkartig hergerichtete Wald im ersten Grün reinen erquickenden Duft spenden. Und im Sommer sucht, wer es irgend vermag, die lustreine

quellendurchrieselte schattige Waldgegend. Was ist der höchste Reiz unserer Badeorte, was wären sie ohne ihren Waldkranz, welchen in jeder Richtung bequeme, mit Ruhesten und Aussichtspunkten ausgestattete Wege dem Genusse erschließen? Weiß der Städter endlich die Wohlthat der Waldnähe zu würdigen? »Heute Waldfest!« lesen wir für schöne Tage angekündigt, bald vom »Frohfinn« selber, bald von anderer auch froher Gesellschaft, — Waldfest für Mann, Weib und Kind. — Zum Nothbehefe begnügt man sich auch, soweit das Häusergewirre Platz ließ, mit Baumpflanzungen, auf Plätzen und in Straßen, reißt die alten Stadtmauern ein, füllt die sumpfigen Umfassungsräben aus und zieht ringsum einen grünen Gürtel zu Bier und Plaisir, eingedenk der alten Regel

Auf freien Raum pflanz' einen Baum
Und warte sein, er bringet dir's ein.

Volle Erholung, wirkliche Kräftigung bietet aber doch allein der vollbelaubte frische Wald, jenes natürliche Zusammenleben der Bäume unseres Klima's, wo stets wenige gesellige Arten vorwiegen und in Wachstum und Behandlung den Ausschlag geben: wenige Nadel- und Laubholz-Arten, welche ihrerseits einer Anzahl sogenannter ungeselliger Arten*) und den unser Klima ertragenden fremden Hölzern eine gastliche Heimath bei sich gewähren. — Leider kann man in vielen Gegenden auch noch fehlgehen, wenn man Erholung im Walde sucht, und muß sich, ohne Schatten und Frische zu entdecken, im grünen Buschwerk vor dem Gestrüppe und den Dornen entsetzen, denn auf weiten Strecken hat des Menschen Habsucht und Unverstand die stolze Schönheit des Waldes vernichtet. Oft genug steht sich der Forstmann vor die schwere Aufgabe gestellt, in jahrelanger fleißiger Arbeit den bitteren Spruch des Dichters unwahr zu machen:

Die Welt ist vollkommen überall,

Wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Dual.

Unverbroffen erfüllt er seine Pflicht, die früheren Verfündigungen am Walde wieder auszugleichen und ihm sein ganzes natürliches Gebiet schrittweise zurückzuerobern, nicht zur Verdrängung der Kultur, sondern ihr zum Schutze und zur Förderung. Denn nicht den Urwald, jenes bunte, unregelmäßige und lückenhafte, wenn auch partienweise riesig emporgebaute Gewirre von gesunden Bäumen mit Baumleichen, will er herstellen, sondern den sorgfältig zu pflegenden, regelmäßig von allem Abgang zu befreienden Forst. Er weiß, daß er die natürlichen Waldcharaktere nach klimatischen Zonen, Bodenarten, Höhen- und Tiefenlagen nicht verschieben kann, daß er unermögend ist, die natürliche Einförmigkeit gegen die beiden Pole und gegen die obere Baumgrenze, wo endlich die Fichte oder Birke oder die Fegforle, im Sumpfe, wo die Erle, auf dem mageren heißen Sande, wo die gemeine Kiefer ultima ratio ist, um ein Jota zu ändern. Dagegen vermag er hier durch eine richtige Behandlung, auf fruchtbarem Boden und bei größerer Gunst des Klima's durch eine orts- und sachgemäße Auswahl der Holzarten und Mischungen und ein zweckmäßiges durchdachtes Wirthschaftsverfahren zu bewirken, daß der seiner Behandlung anvertraute Wald einerseits seine natürlichen Funktionen in vollem Maße erfüllt, andererseits die Kosten seiner Anzucht und Pflege, der Einrichtungen zu seiner Erschließung und regelmäßigen Ausbeutung vollständig deckt und dem Eigentümer möglichst hohe Reinerträge oder Gewinne sonstiger Art gewährt. Diesen »Genüssen« kann er, wenn seine Berufsfreude eine echte, ungeheuchelte und mit einigem Sinn für Naturschönheit verbunden ist, leicht Vieles hinzufügen, was ohne eine Verkümmern der Eigenthumsrechte den Wald zum ergötzlichen Gemeingut aller Umwohner macht. Zu Allem ist aber ein ansehnlicher Umfang von Wissen und Erfahrung nöthig. Handwerksregeln und junst-

*) Welche für sich keine große Waldbestände dauernd zu bilden vermögen: Esche, Ahorn, Ulme, Linde, Aspe u. s. w.